

ALI
KNIGHT

Ich
habe
sie
getötet

ROMAN

Aus dem Englischen
von Susanne Wallbaum

Knaur Taschenbuch Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Wink Murder« bei Hodder & Stoughton.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Deutsche Erstausgabe Dezember 2012

Knaur Taschenbuch

© 2011 Ali Knight

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2012 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Franz Leipold

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Blasius Erlinger/Corbis

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50998-2

2 4 5 3 1

Für Stephen, in Liebe

Ich schlage die Augen auf. Es ist dunkel. Irgendwas stimmt nicht, das spüre ich. Durch die Rollos kriecht ein wenig Licht von den Straßenlaternen herein; der Raum, der allmählich Konturen annimmt, ist mir vertraut. An den Wänden hängen geschmackvolle Drucke. Sessel bewachen den Kamin; auf einem türmen sich Pauls Sachen zu einem wüsten Berg, über dem anderen hängt mein ordentlich zusammengelegter Morgenrock. Ich befinde mich in unserem Schlafzimmer, an einem sicheren Ort, einer Stätte der Zuflucht vor dem brausenden Alltag. Die andere Seite des Doppelbetts ist leer, das Kissen aufgeschüttelt. Paul ist nicht hier. Ich halte die Luft an, denn da ist es wieder, das Geräusch, ein verwaschenes Kratzen oder Schaben, es kommt von überall und nirgends. Das Herz schlägt mir bis zum Hals. Die Digitalanzeige des Weckers springt auf 3:32, als ich von unten ein Krachen höre. Die Kinder könnten aufwachen. Allein der Gedanke treibt mich unter der behaglich warmen Daunendecke hervor. Ich bin Mutter; Punkt eins der Stellenbeschreibung lautet: Die Kinder müssen beschützt werden, um jeden Preis. Mit langsamen, gezielten Bewegungen rüste ich mich für das, was ich tun muss. Ich greife nach meinem Handy und drehe vorsichtig den Knauf der Schlafzimmertür, um jedes Geräusch zu vermeiden. Unten stöhnt etwas, und es hört sich nicht an wie Paul.

Was als Nächstes geschieht, bin ich im Geiste viele Male durchgegangen, denn Paul ist zurzeit arbeitsbedingt oft weg, und ich finde, ich muss wissen, *wie* ich kämpfen will für das Einzige, das für mich zählt: meine Familie. Ich bin gern vorbereitet. Und nun spule ich, wie ein Feuerwehrmann im Einsatz, das ganze Programm ab. Ich hole tief Luft, wähle 999, ohne jedoch den grünen Hörer zu drücken, mache das Licht an, laufe, das Handy erhoben wie einen Speer, zur Treppe und schreie in die nächtliche Stille: »Verschwinden Sie aus meinem Haus!«

Dann stampfe ich die Stufen hinunter, umfasse das schneckenförmige Endstück des Handlaufs, schwinge mich, getragen von meinem wachsenden Zorn, herum und sehe gerade noch, wie sich am anderen Ende des Flurs eine Gestalt in die Küche schleppt. »Verschwinden Sie! Raus hier! Die Polizei ist jeden Moment da.« Ich flute mein Reich mit Licht. Unter Getöse geht die dunkle Gestalt mitsamt einem Stuhl zu Boden. Ich hole mir einen Kricketschläger vom Garderobenständer. Er liegt angenehm – tröstlich schwer – in der Hand. Im nächsten Augenblick bin ich schon, die Waffe fest an mich gepresst, in der Küche. »Verschwinden Sie aus meinem Haus!« Sein Gesicht ist dem Fliesenboden zugewandt. Als ich den Schläger erhebe, dreht er sich um, und ich erkenne meinen Mann.

Es ist mein Mann, wenn auch in einer Verfassung, in der ich ihn noch nie gesehen habe. Er weint, schluchzt, schnappt nach Luft; Schnodder läuft ihm in den Mund. Ich werfe das Handy auf den Tisch und lasse den Schläger fallen. »Paul, was ist los, um Himmels willen?«

Er bringt keine Antwort heraus. Als er so zu mir aufblickt, weicht meine Angst um mich selbst der viel größeren Sorge um ihn. Ich versuche, ihn aufzurichten, aber er hängt wie leblos in meinen Armen; zerknittert, gebeutelt, gebrochen,

seine ganze Haltung ist dahin. Deshalb habe ich ihn von hinten auch nicht erkannt. Er ist wie ausgewechselt.

»Was ist passiert?«

Paul schlägt sich mit der Faust an die Schläfe und stöhnt.

»Kate, Kate ...«

»Was ist los, um Himmels willen?«

Schwankend kommt er auf die Knie. Der Autoschlüssel bleibt auf dem Boden liegen. Paul ist ein stattlicher Mann. Groß, mit kräftigen Händen und Schultern zum Anlehnen; nicht zuletzt deshalb habe ich mich vor all den Jahren in ihn verliebt. Bei ihm habe ich mich beschützt gefühlt.

»Hilf mir, Kate ...«

An seinen Händen klebt Blut.

»Du blutest!«

Angewidert schaut er auf seine Hände. Er rappelt sich auf, kommt auf die Beine, und ich ziehe vorsichtig an seinem Mantel; irgendwo unter dem dicken Wollstoff muss eine Wunde sein. »Bist du verletzt?«

»Ich ... ich ... mein Gott, so weit ist es gekommen.«

»Wovon redest du?« Er schließt die Augen, schnieft, schwankt. »Was ist passiert?« Benommen schleppt er sich zur Gästetoilette und beginnt, sich die Hände zu waschen. Blutklümpchen und bräunliches Wasser wirbeln in den Abfluss. »Paul!«

Er wischt sein Gesicht an der Schulter trocken und nickt.

»Ich habe sie getötet ...«

Während er noch mit den Händen wedelt, um sie zu trocknen, versetze ich ihm einen Stoß gegen die Brust. »Erklär mir, was hier los ist!«

Mein Mann schaut mich an. Seine umwerfenden braunen Augen sind vom Weinen gerötet. »Was für ein Chaos. Was für ein Riesenhaufen ...« Er seufzt aus tiefster Seele. »Verdammt, Kate, ich liebe dich!« Und mit diesen Worten fällt

er an mir vorbei auf den Boden, in ein Koma, aus dem ihn kein Knuff, kein Stoß und kein Schrei erwecken können. Zumindest eins kapiere ich: Paul ist betrunken. Sternhagelvoll muss er sein. Es gäbe sicher vieles, was ich jetzt tun könnte, aber zuallererst muss ich pinkeln. Ich sitze auf der Toilette und betrachte den riesigen Körper meines Mannes, wie er da auf dem Boden liegt – die Füße nach innen verdreht, die Handflächen nach oben, als absolviere er eben schnell eine Yogaübung. Dass er es fertiggebracht hat, sich in diesem Zustand hinters Steuer zu setzen, lässt mich vor Zorn beben. Ich packe ihn an den Schultern und schüttele ihn, aber er rührt sich nicht. Spontaneität ist meine Sache nicht; ich muss planen, mich vorbereiten können. Eine Situation wie diese habe ich mir nie vorgestellt, und ich bin vollkommen ratlos, starr vor Schreck angesichts der zahllosen offenen Fragen. Unter heftigem Zerren gelingt es mir schließlich, Paul auf den Rücken zu drehen und ihm den Mantel abzustreifen, wobei ich ihn aufmerksam nach einer Wunde absuche. Dass ich keine finde, erfüllt mich mit erbärmlicher Dankbarkeit; ich kann nämlich kein Blut sehen. Eine Weile bleibe ich neben ihm hocken und starre ihn an. Die festen Linien seines schönen Gesichts sind einer verquollenen Masse gewichen, das energische Kinn hängt schlaff herunter. Paul schnarcht im Takt seines sich heben und senkenden Brustkorbs. Im Haus ist es still, meine Kinder schlafen und wissen von nichts. Das laute Ticken der Küchenuhr begleitet sein Schnarchen. Der Kühlschrank summt, und ein Fensterflügel klappert. Alles im Haus fällt zurück in den nächtlichen Modus. Um 3:50 Uhr erhebe ich mich. Wellen von Müdigkeit schlagen über mir zusammen. Mir fällt nichts Besseres ein, als ins Bett zu gehen. Irgendwann wird er schon aufwachen.

2

Eine gefühlte Sekunde später bohrt sich eine kleine Faust in meinen Bauch.

»Ava! Nicht doch!«

Meine Tochter krabbelt auf mich.

»Lass mich rein, Mami«, bittet sie und bringt einen Schwall eisiger Luft mit in den warmen Mief unter der Decke. Normalerweise genieße ich es, wenn meine Vierjährige zum morgendlichen Kuschneln zu mir kommt, wenn ich ihre makellos glatte Haut spüre, die kalten Füßchen, die sich gegen meinen Rücken stemmen, aber jetzt ist es zehn nach sieben, ich habe Kopfschmerzen, und es fühlt sich an, als hätte ich Sand in den Augen. Paul ist nicht da. Die aufblitzende Erinnerung lässt mich ruckartig hochfahren. Mein Herz rast.

»Mir ist kalt, Mami!«

Ich fasse es nicht: Wie konnte ich meinen Mann in diesem Zustand unten liegen lassen und weiterschlafen? Entsetzt sehe ich seinen reglosen Körper vor mir und dann Josh, wie er über ihn hinwegsteigt, um den Comic-Kanal einzuschalten. Ich springe auf.

»... Papa liegt auf dem Sofa. Er versteckt sich unter einer Decke.«

Ich stolpere hinüber zum Sessel und ziehe meinen Morgenrock an. Ava kratzt sich den blonden Schopf. »Mama? Kann Phoebe zum Spielen kommen?« Ohne sie weiter zu

beachten, stürme ich zur Tür. Es ist an der Zeit rauszufinden, was letzte Nacht eigentlich los war.

Im Wohnzimmer ist Paul nicht. Ich treffe ihn in der Küche an, wo er, eine Tasse Tee in der einen, eine Scheibe Toast in der anderen Hand, am Tresen lehnt. Er ist angezogen und rasiert und redet mit Josh, der sich über seine Müslischüssel beugt. Mein Mann sieht vollkommen normal aus. »Hier, ich hab dir auch einen gemacht.« Lächelnd hält er eine dampfende Tasse hoch. Ich erwidere das Lächeln nicht, sondern verschränke in einer »Komm mir nicht so«-Geste die Arme. Er stellt die Tasse ab, lässt das Grinsen sein.

»Was war heute Nacht ...?«

»Nichts.«

»Das war *nichts*?«

»Ich war betrunken und sentimental, weiter nichts.« Er zuckt die Achseln, um die Sache herunterzuspielen.

Ich kneife ungläubig die Augen zusammen. »Aber du hast gesagt, du ...« Beide schauen wir hinüber zu Josh, um zu sehen, ob er lauscht. Ich brauche das Wort nicht auszusprechen. Ich weiß nicht einmal, ob ich es könnte, »getötet« – angesichts der Sonne, die durchs Fenster scheint, und der Radiomeldungen über einen Stau auf der M25 erscheint mir das bizarr und melodramatisch.

»Überleg dir, was du sagst.«

»Und was war nun?«

»Nichts!«

»Von wem hast du gesprochen?«

Allmählich spürt Josh, dass hier irgendetwas vom gewohnten Morgenmuster abweicht, und wie ein Igel nach langem Winterschlaf hebt er den Kopf und blinzelt zu seinen Eltern herüber.

Paul starrt mich an. »Von niemandem.« Ich recke meine

Hände in seine Richtung und drehe sie hin und her. Er weiß, dass ich das Blut meine.

»Ich habe einen Hund überfahren.«

»Was ist ›überfahren‹?« Ava schlüpfte in die Küche. Sie hat eine Polizistenmütze auf.

»Ich finde es unglaublich, dass du in diesem Zustand überhaupt gefahren bist!«

»Bitte, Kate! Ich bin sowieso schon total am Ende. Und habe einen furchtbaren Kater.« Wir fixieren einander.

»Clusters oder Toast, Ava?«, frage ich und gehe zum Schrank.

»Crispies. Ich will Crispies.« Ich nehme eine Schüssel vom Bord und suche einen Löffel heraus.

»Einen Hund?«

»Ja. Und dann fand ich, ich muss ihn wegräumen, und dabei habe ich mich mit ... du weißt schon.«

Blut. Du hattest Blut an den Händen, möchte ich sagen, aber ich halte mich zurück. »Was für einen Hund?«

»Was?«

»Welche Rasse?«

»Eine Labradormischung, schätze ich.« Er starrt auf seine Füße. »Ich musste ihn wegschleifen, das war alles andere als angenehm.«

Ich betrachte meinen Mann, wie er hier in der Küche steht, der Dreh- und Angelpunkt der Familie im Kreis seiner Lieben. Ich kenne ihn besser als er sich selbst. Das sagt er oft. Und ich weiß, wenn er auf seine Füße starrt, lügt er.

»Du weißt, welche Rasse, aber du weißt nicht, welches Geschlecht.« Paul sieht mich verständnislos an. »Heute Nacht war dieser Hund eine ›sie‹. Jetzt ist er ein ›er‹.«

Er zuckt die Achseln. Seine Miene verrät nichts. »Wahrscheinlich habe ich das alles in der Nacht überdeutlich wahrgenommen. Ein verletzter Hund kann dir wie ein

Mensch vorkommen.« Er trinkt seinen Tee aus und wischt sich ein paar Krümel vom Jackett. »Ich muss los.« Nun macht er einen Schritt auf mich zu, zieht mich an sich, nimmt mich fest in die Arme, wiegt mich langsam und küsst mich zärtlich auf die Stirn. »Ach, Eggy, du bist immer so besorgt um mich.«

Ich habe eine hohe Stirn, die ich noch nie leiden konnte. Und Paul hat mich gleich zu Anfang, als ich ihn und seine Clique gerade erst kennengelernt hatte und mich nach ihm verzehrte, damit gequält, dass er mich zum Ergötzen seiner Kumpel Egghhead nannte. Im Laufe der Monate, während ich zu hoffen begann, dass er sich ebenso in mich verlieben würde wie ich mich in ihn, wurde dann Eggy daraus, und heute ist mir dieser Kosename unter allen, die er mir so gibt, der liebste. Arm in Arm gehen wir zur Haustür, und er lächelt schwach. Ich helfe ihm in den Mantel, er greift nach Schal und Tasche.

»Mama, Ava hat Milch über meinen Comic gegossen!« Aus der Küche tönt Geschrei zu uns herüber.

»Schau lieber nach«, sagt Paul und öffnet die Tür.

»Geht es dir gut?« Ich halte mich noch einen Moment an ihm fest, um die Unzufriedenheit loszuwerden, die von meiner wenig erfolgreichen Befragung zurückgeblieben ist. Er nickt und löst sich aus meinen Armen.

»Wirklich?«

»Besser denn je«, sagt er, aber als er den Gartenweg hinuntergeht, wirkt er einfach nur traurig.

»Mama!« Während Avas Kreischen Oktave um Oktave schriller wird, stehle ich mich ins Wohnzimmer. Ich sehe die zerwühlte Decke, unter der er geschlafen hat; die Konturen seines Körpers zeichnen sich noch auf den Polstern ab. Er muss zeitig aufgestanden sein, um die Spuren der Nacht zu beseitigen. Es gibt eine Frage, die ich während

unseres ganzen Gesprächs nicht zu stellen gewagt habe; den Deckel auf einem Kübel voll Emotionen, den zu lüften ich zu ängstlich war. Warum hat er so jämmerlich geweint, als er da auf dem Küchenboden lag? Vor fünf Jahren ist sein Vater ohne jede Vorwarnung an einem Schlaganfall gestorben. Er war entsetzlich traurig. Sein Schmerz war gewaltig. Aber er konnte ihn nicht zeigen, kein Mann kann das, habe ich gedacht – bis heute Nacht.

3

Ich heiße Kate Forman und hatte unendliches Glück. Das haben Freunde und Verwandte mir viele Male gesagt, und ich selbst empfinde es auch so. Ich kann einige Erfolge vorweisen: Vor acht Jahren habe ich den tollsten Mann auf diesem Planeten geheiratet. Wir haben zwei schöne, gesunde Kinder und ein Haus, viel größer und stattlicher, als ich es mir je erträumt hätte. Ich bin siebenunddreißig, brauche mein Haar nicht zu färben und passe immer noch in die Klamotten, die ich mir gekauft habe, bevor Ava zur Welt kam (okay, in die aus der Zeit vor Josh nicht; das Mutterwerden fordert von uns allen seinen Tribut, so sehr wir das auch bestreiten mögen). Zufall, Bestimmung, hart erkämpft oder Glück – das will ich nicht wirklich wissen. Ich bin glücklich, und Paul ist es auch, und das ist das Einzige, was zählt.

Dass Paul glücklich ist, weiß ich, weil er erst kürzlich gesagt hat, er glaube, er liebe mich mehr als die Kinder. Er wollte wissen, ob mir das falsch vorkomme, und ich habe gelacht und nur den Kopf geschüttelt. Manchmal denke ich, ich habe Paul gar nicht verdient. Seine Familie ist großartig, viel beeindruckender als meine, er war auf einer angesehenen Privatschule, seine Mutter lebt in einem Herrenhaus auf einem zauberhaften Stück Land, er ist mit eigenem Tennisplatz aufgewachsen, mit zahlreichen Geschwistern,

Erstausgaben in den Regalen und Ölbildern, die vielleicht wertvoll sind, vielleicht auch nicht, das interessiert niemanden. Das alles ist viel romantischer als der sterile Stadtrand-Kasten, in dem meine Mutter und mein Stiefvater leben, mit Studienabschlussfotos von meiner Schwester Lynda und mir an der Wohnzimmerwand.

Ich habe Paul an meinem ersten Tag an der Uni kennengelernt. Damals hieß ich Katy Brown. Genau genommen war er der erste Mensch, dem ich begegnet bin, seit ich von zu Hause weggegangen war. Ich hatte mein Fahrrad im Zug mitgenommen; meine Mutter brachte die anderen Sachen mit dem Auto; wir wollten uns auf dem Campus treffen. Paul, zu der Zeit im dritten Studienjahr, fuhr den Kleintransporter, mit dem Neuankömmlinge mitsamt ihrer Habe vom Bahnhof abgeholt und zu den Unterkünften gebracht wurden. Ich war die Einzige, die er auf dieser Tour mitnahm, und ich habe mich auf der Stelle in ihn verliebt. Er war braun gebrannt und – nach den langen Sommerferien, die er irgendwo auf dem Kontinent verbracht hatte – unglaublich gut in Form. Er hatte nur eine Hand am Steuer, sein Ellbogen lag im heruntergekurbelten Fenster, und die Spätsommerhitze verlieh unserer Fahrt einen angenehm unwirklichen Hauch. Während wir große Kreisel umrundeten und über die vierspurigen Ausfallstraßen einer großen und fremden Stadt rasten, war ich durchdrungen von purer Vorfreude auf das, was das Leben für mich bereithielt, von einer freudigen Erregung, wie ich sie seither nicht oft verspürt habe.

Er war zwei Jahre älter als ich und machte ein paar freundliche Scherze über Erstsemester. Ein kleiner Flirt, auf den ich nur zu bereitwillig einging. Er hatte große braune Augen und dunkles, etwas struppiges Haar, das er hin und wieder mit einer mechanischen Handbewegung zu glätten

suchte. Sein Haar ist bis heute dicht und leicht struppig. Während er mein Fahrrad aus dem Transporter hievte, gab ich mich der Vorstellung hin, dass es an der Universität nur so wimmelte von solchen phantastischen Männern. Es erübrigt sich wohl zu sagen, dass das nicht der Fall war. Im Lauf der folgenden Wochen hielt ich überall auf dem Campus Ausschau nach ihm, sah ihn aber immer nur kurz. Meistens befand er sich inmitten einer Traube von Leuten. Ein paar Mal winkte er mir von ferne zu, und das war's. Ich lernte Leute kennen, stürzte mich ins Uni-Leben, wurde durch andere Beziehungen abgelenkt. Als ich nach dem Abschluss nach London kam, dachte ich kaum noch an ihn. Fünf Jahre später fing meine Freundin Jessie an, sich mit Pug zu treffen, und der hatte nicht nur einen albernen Namen, sondern war auch ein guter Bekannter von Paul. Zu der Zeit war Paul mit Eloide verheiratet. Zuerst dachte ich, er hätte sich versprochen und eigentlich »Eloise« sagen wollen, aber nein, selbst ihr Name musste etwas Besonderes sein – und schwierig. Sie war eine Blondine. Ich bin nicht stolz auf das, was ein Jahr später passiert ist, aber glücklicherweise hatten die beiden keine Kinder, was die Sache etwas einfacher machte. Zwischen uns existierte einfach eine Verbindung, die sich nicht verleugnen ließ. Unsere erste Nacht gehört zu den absoluten Höhepunkten meines Lebens. Es versteht sich von selbst, dass der Sex ... es ist mir nicht gegeben, diese Intensität und Unverstelltheit in Worte zu fassen. Zwei Monate nachdem seine Scheidung durch war, wurde ich schwanger.

Das war nicht das Ende unserer Geschichte, nein, sie wurde immer besser. Als ich im siebten Monat war, verbrachten wir ein Wochenende in Paris. Dort machte Paul mir einen Antrag, und geheiratet haben wir, als Josh ein Jahr alt war. Unser Baby sah so süß aus bei der Hochzeit in seinem

weißen Matrosenanzug mit blauen Paspeln. Die ganze Zeit während des Gottesdienstes in der hübschen Dorfkirche hat meine Mutter ihn auf dem Schoß gehabt und geschunkelt. Hinterher hat sie geweint und gesagt, das hätte ich sehr gut gemacht.

Zweimal sind wir umgezogen, seit wir zusammen sind – von der Wohnung in ein nettes viktorianisches Reihenhaus und von dort in unser imposantes dreistöckiges Haus in der Nähe des Parks. Paul leitet eine Fernsehproduktionsfirma und ist damit sehr erfolgreich. Es ist bergauf gegangen mit uns. Wenn alles so weiterläuft – wer weiß, was wir uns dann noch leisten? Oder wann Paul sich zur Ruhe setzen kann? Ich arbeite nicht mehr voll. Bevor ich Paul wiedertraf, war ich in der Marktforschung tätig und habe Konsumverhalten analysiert – »herumschnüffeln und dafür bezahlt werden« nannten wir es bei unseren Treffs am Wasserspender –, aber als Josh dann da war, begann ich mich mehr für Pauls Metier zu interessieren und bekam die Gelegenheit, Recherchearbeiten fürs Fernsehen zu übernehmen. Und dabei bin ich geblieben. Jetzt bin ich bei *Crime Time*, einer wöchentlich ausgestrahlten boulevardmäßigen Show, in der – im Wesentlichen anhand von Material aus Überwachungskameras und Handy-Filmaufnahmen, die Zuschauer einschicken – Verbrecher verfolgt werden, vom kleinen Dieb bis zum Mörder. Obwohl ich drei Tage die Woche arbeite, sagt Paul immer noch, ich probiere ein bisschen herum. Das wurmt mich zwar manchmal, aber es ist schon richtig – meine Domäne ist unser Zuhause, Pauls Domäne ist die Arbeit, und wir begegnen uns in der Mitte, in einer Überschneidung wie bei einem hübschen Mengendiagramm.

Eigentlich sollte es ein Morgen sein wie jeder andere. Ich muss Vesperdosen füllen und zusehen, dass ich Josh und

Ava rechtzeitig in die Schule bringe. Normalerweise halte ich einiges aus, aber heute treibt mich das Gestreite der Kinder auf die Palme. Der ganze Küchentisch und ein Stuhl sind mit Milch bekleckert, und Josh wedelt mit seinem übergossenen Comic-Heft, bis alle Bilder hinter Milchrinnsalen verschwinden. Meine Kinder sind total verzogen. Mich beschleicht ein schlechtes Gewissen, weil ich ihnen so viel durchgehen lasse, weil ich im Übermaß an ihnen gutmachen will, was ich in meiner eigenen Kindheit vermisst habe. Paul stört das nicht, er ist sehr nachgiebig.

Ich bahne mir einen Weg durch das Küchenchaos, hebe Pauls Kricketschläger auf, der – von seinem unsportlichen Sohn keines Blickes gewürdigt – immer noch am selben Fleck liegt, und bringe ihn zurück an seinen Platz. Bei dem Gedanken, dass ich Paul um ein Haar damit eins übergezogen hätte, zucke ich zusammen. Er weiß das noch nicht einmal. Wenn es doch nur schon halb eins wäre. Mittagessen mit Jessie. Heute trinke ich Wein.

4

Jessie ist nicht meine älteste Freundin, aber die unterhaltsamste. Wir haben uns am Trafalgar Square verabredet, ich dachte, weil sie Lust auf einen kurzen Rundgang durch die National Gallery habe, aber als ich den Fuß auf die erste Stufe setze, dreht sie sich in die entgegengesetzte Richtung. Offenbar ist sie nicht darauf aus, sich impressionistische Meister anzuschauen oder im Museumsshop Touristen anzurempeln, um besser an die Postkarten heranzukommen. »Lass uns draußen essen, das wird nett.«

»Draußen?«

»Ja, wir besorgen uns was und picknicken bei den Löwen.«

»Bist du verrückt? Guck dir mal das Wetter an!«

»Wo ist deine Abenteuerlust geblieben? Na los, du bist schließlich mein Gast.« Sie grinst mich an. Wir haben uns zum Essen verabredet, weil sie vor kurzem auf einer Ausstellung ein Bild verkauft hat und mich, um das gebührend zu feiern, einladen will.

Wir stellen uns an einer lauten Sandwichbude an, rennen beim Überqueren vollgestopfter Fahrbahnen um unser Leben und lassen uns schließlich auf der Umrandung eines der Springbrunnen nieder. Butterbrotpapier flattert im Wind, während wir uns über die Sandwiches hermachen und den Wein in Plastikbecher gießen.

»Und? Wie geht's?«, frage ich und fische eine Tomaten-

scheibe aus meinem Schinkentoast. »Läuft's gut mit der Arbeit?«

Weil sie den Mund voll hat, nickt sie zunächst nur energisch. »Ich habe ein paar Leute getroffen, die möglicherweise etwas kaufen wollen. Vielleicht kommt ja was dabei heraus. Mein Gefühl sagt mir, dass ich vor einer Art Durchbruch stehe.«

»Das klingt gut!«

»Könnte aber auch alles nur Gerede sein.«

»Das ist nun mal das Los des Künstlers, oder?«

»Meins jedenfalls.« In Jessies Leben hat es immer nur eine wahre Liebe gegeben: ihre Kunst. Sie hat in Bars und Nachtclubs gearbeitet, um sich das Studium an der Kunsthochschule zu finanzieren; hat in besetzten Häusern gewohnt, um die Leinwand bezahlen zu können; muss auch heute noch andere Jobs machen, damit es für die Ateliermiete und die Materialien reicht. Sie nutzt jede freie Minute zum Malen. »Wie spät ist es?«

Ich schiebe meinen Mantelärmel zurück, um auf die Uhr zu sehen. »Gleich eins. Warum?«

Statt zu antworten, lässt sie ihren Blick schweifen. »He, da ist jemand, den ich kenne.« Sie winkt zwei jungen Männern zu, die ein Stück weiter auf dem Springbrunnenrand sitzen. »Guck jetzt nicht hin, aber mit dem linken bin ich gerade so ein bisschen zusammen.« Ich spähe hinüber; der Typ ist vielleicht zwanzig und hat ein Ziegenbärtchen. »Er ist neunzehn.«

»Dich müssten sie einsperren!«, rufe ich in gespielter Empörung. Im Laufe der Jahre, die ich Jessie nun schon kenne, war sie mit unzähligen Männern zusammen, hat welche abserviert, wurde von anderen verlassen. Ich bezweifle, dass sie alle gleichzeitig in die National Gallery passen würden, wohingegen meine früheren Liebhaber es selbst in meinem

Badezimmer schwer hätten, einander näherzukommen. In Jessies Leben hat es viele Leidenschaften gegeben, in meinem eine.

Der junge Mann winkt zurück.

»Kommen sie nicht rüber?«

»Vielleicht gleich noch.«

Ich zucke die Achseln; mir ist das egal. Tauben stoßen herab und tippeln ein paar Schritte; es herrscht ein ziemliches Gedränge. Alles scheint normal, und doch habe ich das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmt. »Ist alles in Ordnung, Jessie?« Sie prüft die Nachrichten auf ihrem Handy.

Dann lächelt sie. »Wie noch nie! Was macht Paul?«

Heute wird es mir nicht warm ums Herz, als die Rede auf ihn kommt. »Alles gut so weit. Er ist vielleicht ein bisschen gestresst. Seine Produktionen kommen sehr gut an, glaube ich. Bei *Crime Time* zum Beispiel steigt die Quote.«

»Schön!«

»Das mit der Zuschauerbeteiligung hat richtig eingeschlagen. Die Leute greifen scharenweise zum Handy und melden sich.«

»Interessant.« Jessie beißt in ihr Mozzarella-Rauke-Sandwich. »Vielleicht sollte ich mit ihm mal darüber reden, wie ich mich am besten verkaufe. Er versteht es einfach, sich von der Masse abzuheben. Wie spät ist es jetzt?«

»Eins. Warum ist das so wichtig?« Sie wischt sich eine Mayonnaisespur aus dem Mundwinkel. Plötzlich wird das Brummen des Verkehrs von dröhnender Musik überlagert. Ich verstehe gar nicht, wo die plötzlich herkommt. »Was ist das?«

Jessie steht auf und fegt die Krümel von ihren Jeans. »Hast du dein iPhone dabei?« Ich nicke. »Hol's doch mal raus.« Ein rhythmischer Bass hallt über den Platz, und ein paar Meter von uns entfernt beginnt ein Paar zu tanzen. Es ist

unmöglich, dem Sound zu widerstehen; meine Schultern bewegen sich schon, und ich sehe gleich neben uns vier Leute bei einem Line Dance.

»Bin gleich wieder da«, sagt Jessie und gesellt sich zu einer Gruppe von sechzehn Leuten, die sich in zwei Reihen aufgestellt haben und tanzen. Auch ihr Freund und dessen Freund kommen dazu; die Gruppe wird immer größer.

Tauben weichen vor der wogenden Horde zurück. Ich verliere den Überblick. Unmittelbar vor mir vollführen ein paar Leute verrückte, aber schöne Bewegungen. Passanten bleiben irritiert stehen, ein Paar hastet davon, ein Obdachloser steht da wie erstarrt. Unter den Tänzern sind die unterschiedlichsten Leute, alle Altersklassen sind vertreten, manche sehen aus wie höchstens dreizehn, andere wie Ruheständler. Hausfrauen, Frauen mit hohen Hacken, ein schnauzbärtiger Mann.

Inzwischen sind es sicher mehr als hundertfünfzig Tänzer, und keine Frage, sie haben das geprobt; sie bewegen sich völlig synchron. Jessie hat mich zu einem Flashmob gelockt, und wie alle anderen Zuschauer auch zücke ich mein Handy und nehme das auf. Plötzlich fühle ich mich herrlich ungezwungen, ich wiege mich hin und her, überlasse mich dem Rhythmus, erfreue mich an der Absurdität dieser Performance zu Füßen der Nelson-Säule. Was der Admiral wohl davon gehalten hätte?

Jetzt läuft andere Musik, moderner, schneller, und die Tänzer bewegen sich dazu freier, kraftvoller. Ich bin sicher, dass irgendjemand die Aktion filmt und das Video möglichst schnell auf YouTube hochladen wird. Ich stehe auf der niedrigen Springbrunnenumrandung. Auf einem der riesigen Löwen entdecke ich einen Mann mit einer leistungsstarken Videokamera.

Auf den Stufen zur Galerie, in der so viel ehemals moderne

und innovative Kunst hinter Glas hängt, drängen sich die Schaulustigen.

Jessie schwingt die erhobenen Arme und singt aus voller Kehle. Die Musik wird immer lauter, die Zuschauer lächeln einander an, irgendwo ruft jemand »Bravo«. Ein letzter Move, eine letzte schwierige Drehung, dann springt die Hälfte der Tänzer auf jeweils einen anderen zu und reißt die Arme hoch.

Ebenso unvermittelt, wie die Musik eingesetzt hat, verstummt sie auch wieder, und die Tänzer gehen auseinander, als sei nichts gewesen. Zwei Polizisten, ihrem Mienenspiel nach zu urteilen hin- und hergerissen zwischen Spaßhaben und Wachsamsein, stehen plötzlich wie gestrandet mitten auf dem leeren Platz. Die Leute auf den Stufen beginnen zu klatschen und lautstark Beifall zu bekunden.

Kichernd sinkt Jessie mir in die Arme. »Ich konnte dir doch vorher nichts sagen. Du hättest dein Gesicht sehen sollen – einfach unbezahlbar!«

»Das war toll. Wie bist du denn dazu gekommen?«

»Wir haben es über Facebook verabredet, uns einmal in einer Lagerhalle in Clapton zum Üben getroffen und es dann einfach gemacht. Es war klasse!«

»Sieh mal.« Die Polizisten sprechen den Mann an, der auf dem Löwen gehockt und gefilmt hat. »Heute Abend bist du wahrscheinlich in den Nachrichten.«

»So berühmt werde ich nie wieder sein.«

»Oh, ich erhoffe mir einiges für dich, Jessie.«

»Komm, wir trinken noch was.« Sie schiebt ihren Arm in meinen.

»Stellst du mir den neuen Mann vor?« Ich schaue mich nach ihm um.

»Ach, der ist nicht wichtig.« Sie zieht mich weiter. »Die Sache ist die, dass ich den verheirateten Mann, mit dem ich

mich auch treffe, wirklich ziemlich mag. Ich fürchte, ich verliere da ein bisschen die Kontrolle.« Sie sieht mich besorgt an. »Wenn du das blöd fändest, würdest du's mir sagen, oder?«

»Ausgerechnet ich? Hast du vergessen, dass Paul verheiratet war, als wir ...«

Jessie winkt ab. »Er war doch damals viel zu jung. Das hat nicht gezählt.«

»Er hatte einer anderen die Treue geschworen.«

»Bis dass der Tod uns scheidet«, sagt sie, als wir in die Charing Cross Road einbiegen. »Eigentlich ein guter Titel für ein Bild.« Einen Moment lang sieht sie vor ihrem inneren Auge etwas, das mir verborgen bleibt. »Menschenansammlungen haben eine unglaubliche Macht, oder?«

»Absolut. Organisier sie, und sie machen die verrücktesten Sachen.«

»Und wenn du dabei bist, glaubst – oder tust – du alles.«

»Das lehrt ja die Geschichte. In Gruppen sind Menschen leicht zu manipulieren.«

»Mein Herz rast immer noch.« Jessie schlägt sich an die Brust; ihre Augen glänzen.

»Wer ist dieser verheiratete Mann?«

»Psst.« Sie legt einen Finger an die Lippen. »Ich will es nicht verderben. Der Sex ist schließlich einmalig. Ich würde sterben dafür.«

»Sag so was nicht!« Ich bin doch erstaunt. So redet Jessie sonst nicht über ihr Liebesleben – mit solcher Inbrunst. Unser Gespräch kommt ins Stocken. Sie schweigt, und mich durchfährt plötzlich so etwas wie Eifersucht.

»Wofür würdest du sterben?«

»Na ja.« Ich zucke die Achseln. »Für Paul und meine Kinder wahrscheinlich.«

»Wofür würdest du töten?«

»Jessie!«

»Na los!« Sie stützt sich fester auf meinen Arm.

»Für meine Familie. Meine Familie, und sonst nichts.«

Sie zieht die Nase kraus. »Wie banal. Und sentimental.« Sie ist immer noch auf Wolke siebzehn von ihrem Tanz-Event. Mit ausgebreiteten Armen beginnt sie, sich auf dem Fußweg zu drehen. »Ich würde für eine Ausstellung in New York töten. Für die Titelseite von *Art Monthly*. Für ein Paar neue Stiefel ... Geht's dir gut?«

Ich bin abrupt stehen geblieben, und Jessie starrt mich irritiert an. Während ihres Geplappers ist mir ein Gedanke eingeschossen: Wofür würde Paul töten? Ich hätte immer gedacht, dass seine Antwort das Spiegelbild zu meiner wäre. Wir waren immer stolz darauf, keine Geheimnisse voneinander zu haben – bis letzte Nacht. Ich kann schlicht nicht glauben, dass er wegen eines Hundes dermaßen aus der Fassung geraten würde. Wenn das Blut aber nicht von einem Tier stammte, von wem dann? Einen Augenblick lang spiele ich mit dem Gedanken, Jessie zu erzählen, was los war, aber das verwerfe ich sofort. Ich glaube, ich werde nie jemandem davon erzählen. Das wird Pauls und mein Geheimnis bleiben, bis dass der Tod uns scheidet – und darüber hinaus.